

**Wiesbaden, 16. November. Die Bautätigkeit in den bevorzugten Wohngebieten unserer Stadt hielt auch in diesem Jahr unvermindert an. Es sind überwiegend wohlhabende Adelfamilien oder betuchte Industriearbnehmer, die jahrelang als Kurgäste hierher kamen und die sich nun in bevorzugter Lage prächtige Villen errichten lassen - entweder als Altersruhesitz oder auch nur als lohnende Kapitalanlage. Finanzexperten erheben bereits warnend ihre Stimme: Irgendwann könnte ein Überangebot an teuren Immobilien dazu führen, dass die Preise für solche Objekte in den Keller purzeln und die Bauherren, so sie denn verkaufen wollen oder müssen, erhebliche Verluste erleiden würden. Der Inhaber eines renommierten Immobiliengeschäfts in der Taunusstraße teilte gegenüber unserer Zeitung diese Befürchtung allerdings nicht. Gerade die Villen und Palais im oberen Preissegment seien weiterhin äußerst gefragt.**

An einer belebten Straßenkreuzung im Herzen Wiesbadens, dort, wo die schnurgerade Landstraße, von Frankfurt her kommend, auf den breiten Boulevard der Wilhelmstraße trifft, steht die Villa Clementine. Sie ragt heraus unter den vielen repräsentativen Villen und pompösen Stadtpalais, an denen der weltbekannte Badeort weiß Gott nicht arm ist. Jedem der zahlreichen Kurgäste, die in den Sommermonaten zu Tausenden die Stadt bevölkern, fällt sie auf – gleichgültig, ob er sich im Landauer kutschieren lässt oder gemütlich mit der Pferdebahn vorbeizockelt, oder einfach nur längs der berühmten Meile flaniert, an der sich elegante Cafés und vornehme Geschäfte aneinanderreihen.

Dabei unterscheiden sich die beiden unteren Geschosse nicht sonderlich von den benachbarten Gebäuden im zeitgemäßen und gefälligen neoklassizistischen Stil, mit ihren hohen Rundbogenfenstern und den waagrechten Kannelierungen, die die Fassade auflockern. Darüber aber, fast wie ein eigenständiges Bauwerk, erhebt sich so etwas wie eine antike Tempelanlage, vielfältig gegliedert und mit reicher Ornamentik ausgestattet. Am eindrucksvollsten ist die Ansicht von Norden her, wo sich ein

monumentaler Portikus zur Allee hin öffnet. Die Seitenfronten überraschen durch zahlreiche versetzt angeordnete Erker und Balkone, die Fenster sind mit hervorspringenden Halbsäulen und Dreiecksgiebeln geschmückt.

Da die Villa an drei Seiten von Straßen eingeschlossen ist, bleibt der Garten eher bescheiden. Eine niedrige Balustrade gibt den Blick in die kleine Anlage frei, doch was man zu sehen bekommt, kann das Auge nicht erfreuen. Das Unkraut überwuchert die gepflasterten Wege, die exotischen Gehölze greifen ohne die ordnende Hand eines Gärtners wild ineinander, und der Efeu hat die allegorischen Figuren dazwischen – wie auch das zentrale Brunnlein – in Besitz genommen. Und nun bemerkt der aufmerksame Betrachter, der stehen geblieben ist, auch an der schneeweißen Fassade die ersten leisen Spuren des Verfalls, und er wundert sich, dass die dichten Vorhänge hinter den Fenstern auch tagsüber nie geöffnet werden. Die Villa Clementine, das markante Schmuckstück am Rande der neuen Kurhusanlage auf dem Warmen Damm, steht schon seit Jahren leer.

Vor der Eingangstür an der Rückseite des Gebäudes, unter dem Dach der kurzen Auffahrt, wartete an einem trüben Novembermorgen des Jahres 1887 der Immobilienmakler Jakob Glücklich voller Ungeduld und Nervosität auf den Besitzer des Anwesens, den Fabrikanten Ernst Meyer aus Mainz. Ein interessanter und lukrativer Auftrag war zu erwarten. Dieses ungewöhnliche Objekt wäre ein wichtiges Aushängeschild, welches seinem gesamten Geschäft neuen Auftrieb geben könnte.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite fuhr nun eine vornehme geschlossene Kutsche vor; ihr entstieg ein etwas rundlicher Herr um die fünfzig und setzte seinen Zylinder auf. Er wechselte ein paar Worte mit dem Kutscher, dann blieb er neben

dem Fahrzeug stehen und ließ seinen Blick über die Fassade der Villa schweifen. Die Hände übereinander geschlagen, stand er minutenlang da, als würde er in stiller Andacht vor einem riesigen Altar verharren. Schließlich kam er herüber und begrüßte den Makler in seinem breiten Mainzer Dialekt.

„Gude Morsche, Herr Glückliche, bitte entschuldige Sie, dass ich Sie hab warte lasse. Wisse Se, es bricht mer ja fast es Herz, nach so langer Zeit widder hierherzukomme. Ich hab ja des Haus nie widder betrete, seit moi Fraa unner de Erd is, un es kost mich einische Überwindung, iwwer diese Schwelle zu trete. Bisher konnt ich mich ja aach noch nit dezu dorschringe, die Villa zu verkaafe – als ob die Clementine irschendwann zurickkomme könnt. Awwer es hilft ja nix – es Lewe geht weiter.“ Mit diesen Worten schloss er die Tür auf.

Jakob Glückliche sah mit Kennerblick, dass auch die Innengestaltung des Gebäudes den allerhöchsten Ansprüchen genügte. Bereits das Treppenhaus war ungewöhnlich. Die schwarzen Marmorstufen wurden von einer luftigen, durchbrochenen Stahlkonstruktion getragen, sodass man beinahe den Eindruck hatte, die Treppe würde frei im Raum schweben. Begleitet wurde sie von einem überaus kunstvollen schmiedeeisernen Geländer in floraler Ornamentik.

„Die ganz’ Planung von unserm Haus, inne wie auße, hat ja mei Fraa gemacht“, erzählte Ernst Meyer weiter, als sie die Treppe emporstiegen. „Auf unserer Hochzeitsreis’ warn mer in Italien, und die Clementine war ganz verrickt mit dene viele römische Ruine, die wo mer gesehe hawwe. Besonders Pompeiji hatt’s ihr angetan – da hat se alle Postkarte un Reiseführer gekaaft, die se krische konnt. Un sie hat sich dort ins Gras gehockt mit ihm Skizzeblock un hat die Tempel abgezeichnet. Später hat se dann mit unserm Architekt, dem Georg Fürstchen, genau besproche, wie alles wern soll. Ja, der Herr

Fürstchen war schon genial – er hat noch e paar annern Idee gehabt, und am End is die schenst' Villa von ganz Wissbade entstande.“

Die Treppe führte in das halbdunkle Atrium der Bel Étage – ein kleiner Vorraum, der über hohe Flügeltüren den Zugang in die verschiedenen Salons ermöglichte. In den Nischen waren antike Amphoren und eine Herkulesstatue aus weißem Marmor aufgestellt; die Holzdecke mit ihren bemalten Kassetten war von einem umlaufenden Fries mit aufwendigen Stuckarbeiten eingefasst.

Der Hausherr wandte sich nach links und führte den Makler zunächst in den Flämischen Salon mit seinem angrenzenden Wintergarten. Während er die Vorhänge zurückzog, um das spärliche Tageslicht hereinzulassen, plauderte er unablässig weiter, als hätte er nur auf eine Gelegenheit gewartet, sich das alles von der Seele zu reden.

„Ich hab ja lang gebraucht, um mich an den Gedanke zu gewöhne, dass mir in Wissbade wohne sollde. En echte Määnzer Bub, der freiwillisch nach Wissbade zieht – wo gibt's dann so was? Wisse Se, isch bin Ehrenoffizier bei de Määnzer Ranzegard' vun 1837 – die wollde mich glatt enausschmeiße, wie s'es geheert hawwe. Awwer die Clementine hat nit lockergelasse. Sie hat gemäänt, des Klima hier wär viel besser fer ihr Gesundheit. Also, ich wääß ja nit, ob des Klima da so en große Unnerschied macht weesche dene paar Kilometer. Vielleischd hat ihr aach nur die bessere Gesellschaft hier in Wissbade imponiert. Ei ja, es stimmt doch – hier trifft mer halt lauter vornehme Leit un nit so e Gesocks wie manchmal bei uns in de Vilzbach. – Ja, die Clementine war mein ein und alles. Jeden Wunsch hab ich ihr erfüllt – schließlich aach diesen!“

Der Rundgang führte weiter durch das Musikzimmer, den Gelben Salon und den festlichen Roten Salon zurück in das Atrium. Jakob Glückliche war voller Bewunderung angesichts der erlesenen

Raumausstattung mit wertvollen Gobelins und Seidentapeten. Alle Räume waren vollständig eingerichtet und wirkten so, als wären sie erst gestern von ihren Bewohnern verlassen worden – wenn man mal von der dicken Staubschicht auf den kostbaren Möbeln und den Spinnweben in den Ecken absah.

„Komme Se, ich zeisch’ Ihne jetzt noch die Privatgemächer.“ Sie stiegen die breite Treppe weiter hinauf ins Obergeschoss und Meyer sagte: „Die Technik hier in de Villa is vom Allerfeinsten. Gasbeleuchtung im ganze Haus, Zentralheizung in alle Zimmer. Nadierlich fließend Wasser in de Bäder, kalt un aach warm. Da hab ich an nix gespart. Fer moi Clementine war mer es Beste grad gut genug.“

Von der Säulenhalle des Belvedere aus öffnete sich ihnen ein grandioser Panoramablick über die breite Platanenallee und die neue Kuranlage bis hinauf zum Theaterplatz, den Kolonnaden und dem Kurhaus. Links überragten die himmelwärts strebenden Türme der Marktkirche die Dächer; in der Ferne war der Höhenzug des Taunus gerade noch im Dunst zu erkennen. Unten auf der Wilhelmstraße kehrten zwei Mitarbeiter der Stadtreinigung sorgfältig das bunte Laub zusammen und schaufelten es auf einen zweirädrigen Handkarren. Ansonsten waren heute nur wenige Passanten unterwegs. Aber an einem lauen Frühlingstag oder im heißen Sommer, dachte der Makler, musste es wunderbar sein, hier oben den Nachmittagstee zu genießen und dabei dem lebhaften Treiben der Kurgäste zuzuschauen.

Jakob Glückliche war hochzufrieden mit dem, was er gesehen hatte. „Nun, Herr Kommerzienrat, ich bin mir sicher, dass sich diese herrliche Villa zu einem sehr guten Preis verkaufen lässt. Wir müssen nur ein wenig Geduld haben, denn dies ist begrifflicherweise kein Objekt für jedermann. Natürlich muss alles erst einmal gründlich gereinigt und aufpoliert werden; vielleicht

muss auch der Maler kommen, um ein paar Stellen auszubessern. Und der Garten, Herr Meyer – Sie sehen ja selbst – da wäre einiges zu tun. Wenn Sie einverstanden sind, kann ich mich darum kümmern.“

„Ja, kümmern Sie sich, mein lieber Glücklicher, und bestelle Sie den Gärtner. Ich bezahle selbstverständlich alles.“

„Käme denn eventuell für Sie auch eine Vermietung in Frage, Herr Kommerzienrat? Die Räume sind ja vollständig möbliert und quasi bezugsfertig. Oder wollen Sie die Möbel vorher verkaufen?“

„Nää, nää – damit will ich mich nicht befassen. Da hänge auch viel zu viele Erinnerungen dra. Vermiete – daran habe ich jetzt eisechtlich nicht gedacht. Mit denen Mietern hat man meistens Ärger, und wenn ich jeden Monat hinter mein Geld herlaufen muss ...“

„Da können Sie ganz beruhigt sein, Herr Kommerzienrat. Für ein solches Objekt kommen natürlich nur respektable und solvente Mieter in Betracht. Ich denke da an gewisse Herrschaften aus dem Hochadel, die regelmäßig zur Kur nach Wiesbaden kommen und es leid sind, immer nur im Hotel zu wohnen. Sie zahlen die Miete für das ganze Jahr, obwohl sie nur wenige Wochen hier wohnen. Wäre das nichts?“

Meyer zögerte. „Na ja, wenn Sie meine, Herr Glücklicher ... ich verlassen mich da ganz auf Sie. Ich will nur in Zukunft so wenig wie möglich mit der Villa zu tun haben.“ Er wurde plötzlich sehr ernst und sagte leise und mit einem geheimnisvollen Unterton: „Auf diesem Haus lastet ein Fluch.“

Das klang so überzeugend und ehrlich, dass Glücklicher fast ein wenig erschrak. Dann lachte er etwas gezwungen.

„Aber Herr Meyer, seien Sie bitte vorsichtig mit solchen Äußerungen, die den Wert der Immobilie deutlich mindern könnten, wenn sie sich herumsprechen. Sie sind doch nicht etwa abergläubisch – Sie, ein moderner und aufgeklärter Industrieller?“

Ernst Meyer zuckte mit den Achseln. „Urteile Se selbst, Herr Glücklich. Schon beim Rohbau is en Maurer vum Gerüst geschderzt un hat sich's Gnick gebroche. E Fraa mit vier Kinner hatter hinterlasse. Die Villa war noch nit ferdisch, da is de Herr Fürstchen, unsern Architekt, ganz plötzlich geschdorwe. So en begabte junge Mann – er war ja noch nit emal 35! Un mir selbst hawwe grad emal drei Monat in unserm neie Haus gewohnt, da is die Clementine von ääm Daach uff de annern schwer krank geworn – Typhus. Na, vielleischd hat se doch des Wissbadener Klima nit so gut vertrache. Vier Woche später war se doht.“

Der Fabrikant wischte sich eine Träne aus dem Auge und wiederholte mit Grabesstimme: „Auf diesem Haus liegt ein Fluch!“

**Wien, 12. Mai. Wie in anderen europäischen Metropolen nimmt auch in Wien der Straßenverkehr immer mehr zu. In einigen Bezirken der Innenstadt kommen Fiaker und private Kutschen tagsüber nur noch mühsam voran. Hinzu kommt die zunehmende Verunreinigung von öffentlichen Straßen und Plätzen durch Pferdedung. Die Wiener Ordnungsbehörde erwägt jetzt, die Fiaker zur Verwendung von sogenannten Exkremententaschen zu verpflichten – im Volksmund auch Pferdewindeln genannt. Es handelt sich um Beutel, die den Rössern untergehängt werden und die die Pferdeäpfel auffangen sollen. Erste Versuche mit dieser Maßnahme seien erfolgreich verlaufen, meldet unser Korrespondent.**

Auf der Philharmonikerstraße vor dem renommierten Hotel Sacher in Wien herrschte das übliche mittägliche Gedränge. In Zweierreihen warteten die parkenden Fiaker auf ihre Kunden, und nur mit Mühe vermochten die Hoteldiener eine schmale Gasse frei zu halten, sodass die ankommenden Gäste die Auffahrt erreichen konnten. Gerade jetzt bogen wieder zwei Lohnkutschen von der Kärntner Straße her ein, und fluchend, Meter für Meter, bahnten sich die Kutscher ihren Weg zum Eingang der Nobelherberge.

Der vordere Fiaker war mit zwei Frauen besetzt; im zweiten Wagen saß eine vornehme junge Dame mit einem Kind, offenbar Mutter und Sohn. Alle vier gehörten zusammen und hätten leicht in einer Kutsche Platz gefunden, wäre da nicht das umfangreiche Gepäck gewesen, das die Reisenden mit sich führten. Die Hoteldiener begannen denn auch sogleich mit dem Entladen: Koffer, Kisten, Hutschachteln – es nahm kein Ende.

Die ältere der drei Damen, eine resolute Person mit einem Raubvogelgesicht, händigte dem Kutscher seinen Fuhrlohn aus, worauf dieser seinen Hut zog und im Sitzen eine tiefe Verbeugung vollführte – ein Zeichen, dass er mit dem großzügigen Trinkgeld



mehr als zufrieden war. Sein Kollege hintendran wiederholte kurz danach die gleiche Pantomime.

Das Kind, ein hübscher Knabe im Marine-Anzug, vielleicht zehn oder zwölf Jahre alt, schaute den Gepäckträgern zu und wurde leicht ungehalten, als diese eine besonders schwere Kiste beinahe fallen ließen: „So passen Sie doch auf! Da sind meine Zinnsoldaten drin!“

Seine Mutter blickte sich derweil suchend um und ging dann auf den Rezeptions-Chef zu, der an die Tür gekommen war. Jede ihrer Bewegungen verriet, dass sie es gewohnt war, im Mittelpunkt zu stehen. Sie war äußerst elegant gekleidet. Der kleine runde Hut mit Federgesteck, der leichte Velours-Umhang, die langen beigen Seidenhandschuhe - alles war von erlesenem Geschmack und passend zueinander.

Der Rezeptions-Chef erging sich in tiefen Bücklingen, nachdem sich die vornehme Dame zu erkennen gegeben hatte. „Wir haben Ihre Depesche aus Florenz erhalten, Erlaucht“, säuselte er. „Ich hoffe, Sie hatten eine angenehme Reise. Es ist alles bestens und hoffentlich zu Ihrer Zufriedenheit vorbereitet. Wir haben für Sie und den jungen Comte die Suite im ersten Stock reserviert; Ihre Begleiterinnen bekommen zwei schöne Zimmer auf der gleichen Etage. Wünschen die Herrschaften jetzt zu speisen?“

„Nun ja, ein kleines Mittagmahl könnte nicht schaden. Die Reise war doch ziemlich lang und anstrengend.“

„Dann darf ich Sie anschließend in den Wintergarten bitten, Erlaucht. Ich lasse einen Tisch für Sie eindecken. Herzlich willkommen im Sacher.“

Die solchermäßen überaus freundlich Begrüßte wandte sich um und rief: „Sascha, komm jetzt! - Marie, träumen Sie?“

Letzteres galt der Jüngsten im Damentrio, die anscheinend völlig versunken das monumentale Gebäude gegenüber bewunderte. Die

k.k. Hofoper bot in der Tat selbst mit ihrer Rückseite einen wahrhaft imposanten Anblick.

Marie Delacroix drehte sich lächelnd um und kam herüber. Sie war schlank und strahlte die natürliche Frische eines einfachen Mädchens aus der Kleinstadt aus, das so gar nicht in diese vornehme Umgebung passte. Ihr brünettes Haar fiel mit vorwitzigen Löckchen in die Stirn, ihre braunen Augen blitzten fröhlich.

Ein Zeitungsjunge hastete vorbei und stieß fast mit der jungen Frau zusammen. Er sah ihr direkt ins Gesicht und piffte dann anerkennend durch die Zähne. „Sehr fesch, junges Fräulein – wirklich, sehr fesch!“, strahlte er und warf ihr eine Kussbande zu. Marie bedankte sich mit einem unbefangenen Lächeln, das zwei reizende Grübchen offenbarte.

Der Chef der Rezeption schritt voran, und die gerade angekommenen Gäste folgten ihm in die Empfangshalle. „Da wären jetzt leider noch die üblichen Formalitäten, Erlaucht“, verkündete er mit einem tiefen Bedauern in der Stimme. „Sie wissen schon – der Eintrag ins Fremdenbuch. Wir können das natürlich auch später erledigen ...“

„Nein – das bringen wir am besten gleich hinter uns“, entschied die Angesprochene. Sie trat an den Empfangstisch mit der aufgeschlagenen Kladde und griff energisch zur Feder. *Anreisen am Samstag, den 12. Mai 1888* stand bereits als Überschrift auf der sonst leeren Seite. Mit schwungvoller Hand setzte sie darunter:

*La comtesse N. de Takovo*

*Le comte A. de Takovo*

*Mlle. S. Bogičević, demoiselle d'honneur*

*Mlle. M. Delacroix, institutrice privée*

„Sehr freundlich, Erlaucht“, bedankte sich der Rezeptionist. „Darf ich fragen ... wissen Erlaucht schon, wie lange Sie uns die Ehre geben werden?“

„Ein paar Tage vielleicht – höchstens eine Woche“, antwortete die Gefragte, die sich als Comtesse de Takovo eingetragen hatte. „Wir haben hier in Wien einige Einkäufe zu erledigen, bevor wir nach Deutschland weiterreisen.“

„Wie beliebt. Wenn Sie die Güte hätten, Ihre Abreise einen Tag vorher zu avisieren – dann kann alles Nötige arrangiert werden.“

Man hatte sich ziemlich schnell auf eine gemeinsame Bestellung geeinigt, um das Mittagessen nicht allzu lange auszudehnen. Schon brachte der Ober ein Tablett mit einer appetitlichen Gemüseplatte und dampfenden Kartoffeln, dazu eine Terrine mit Tafelspitz in einer kräftigen Brühe.

Außer den vier Neuankömmlingen am großen Tisch in der Mitte waren nur wenige Gäste im Wintergarten. Am Nebentisch hatte sich ein einzelner Herr hinter seiner Zeitung verschanzt und kehrte ihnen den Rücken zu. In der Ecke saß Händchen haltend ein Pärchen; die jungen Leute unterhielten sich leise, aber eindringlich auf Ungarisch.

Der Ober begann damit, das zarte Rindfleisch sachgerecht zu tranchieren und servierte erst der Comtesse, danach ihrem Sohn die herrlich duftenden Scheiben. „So, der junge Herr bekommt eine Extraportion“, sagte er freundlich. „Er muss ja noch wachsen und groß und stark werden, damit eines Tages ein richtiges gestandenes Mannsbild aus ihm wird, nicht wahr?“

Doch die gut gemeinten Worte verfehlten total ihre Wirkung. Der Junge starrte nur finster auf seinen Teller und würdigte den

Kellner keines Blickes. „So redet man nicht mit dem künftigen König von Serbien“, murmelte er.

Die Comtesse und ihre Begleiterinnen sahen sich erschrocken an. Dann versuchte Mademoiselle Bogićević, die Situation zu retten. „Der künftige König von Serbien!“, wiederholte sie lachend, „also das Kind hat ja wirklich eine blühende Fantasie. Demnächst behauptet er noch, er wäre der Kaiser von China!“

Auch der Ober war ob der barschen Reaktion des Knaben sichtlich erschrocken. „Ja, dann ... bitte untertänigst um Vergebung“, stotterte er. „Es war nicht so gemeint ... nichts für ungut ... habe die Ehre.“ Unter vielen Verbeugungen bewegte er sich langsam rückwärts. Anschließend säbelte er weiter am Fleisch herum, schweigend und mit hochrotem Kopf.

Der einzelne Herr am Nebentisch grinste hämisch hinter seiner Zeitung. Dann stand er auf und verließ grußlos den Raum. Draußen in der Empfangshalle ließ er sich vom Concierge den Weg zur nächsten Telegraphenstation erklären.

Der Stadtbezirk Dorćol der serbischen Hauptstadt ist keine Gegend, in der man gerne länger verweilen möchte. Einst war hier das pulsierende Zentrum des türkischen Bevölkerungsteils, mit einem unergründlichen Gewirr von kleinen Gassen, lauten Basaren und stillen Gebetsstätten. Nachdem die Türken 1867 endgültig aus Belgrad vertrieben waren, wurden die alten Holzhäuser niedergebrannt und die meisten Moscheen abgerissen. Seitdem ist dieses Viertel größtenteils eine öde Wildnis. Nur wenige Steinhäuser der früheren osmanischen Elite sind stehen geblieben – darunter auch das Haus Nr. 10 in der Cara-Dušana-Straße, in dem jetzt – so verkündet es jedenfalls eine Messingtafel am Eingangstor – die *ORIENTAL Teppich Im- und Export d.o.o.* residiert.

Eine längere Observierung dieses Gebäudes, die selbstverständlich nie stattfindet, würde allerdings offenbaren, dass hier niemals irgendwelche Waren angeliefert oder abgeholt werden. Stattdessen würde man feststellen, dass dreimal täglich eine militärische Wachmannschaft ausgetauscht wird, die hinter den kleinen Fenstern und auf der rückwärtigen hohen Mauer Position bezieht und die Umgebung des Gebäudes ständig im Auge behält. Denn die Im- und Exportfirma ist nur eine Tarnung für die eigentlichen Aktivitäten, die in diesem Haus abgewickelt werden. Hier befindet sich die scharf bewachte Zentrale der berüchtigten serbischen Geheimpolizei.

Die Büros im Haus Nr. 10 sind mit modernster Kommunikationstechnik ausgestattet. Spezielle Telegraphen-Leitungen, die vom öffentlichen Netz unabhängig sind, ermöglichen den minutenschnellen Kontakt mit allen wichtigen Hauptstädten Europas. Zwei Telephon-Apparate sind direkt mit dem Regierungsgebäude und dem königlichen Palast verbunden. Ein umfangreiches Archiv, das täglich aktualisiert wird, enthält die Daten von Hunderten von Staatsfeinden, die unter Beobachtung stehen.

An jenem Nachmittag hatte der Leiter der Dienststelle, Oberst Vlado Kovačević, ein Telegramm aus Wien erhalten, das nun vor ihm auf dem Schreibtisch lag.

*WARE HEUTE IN WIEN EINGETROFFEN +++  
1 GHOM ROYAL KLEIN +++ 1 GHOM ROYAL GROSS  
SOWIE 2 SAROUGH +++ IM TRANSIT NACH  
DEUTSCHLAND +++ IN KOMMISSION VON COMTESSE  
DE TAKOVO HOTEL SACHER +++ DRAPSIN +++*

Die Botschaft war leicht zu entschlüsseln. 1 *Ghom Royal klein* stand für den serbischen Kronprinzen Aleksandar, 1 *Ghom Royal groß* für dessen Mutter, die Königin Natalija. 2 *Sarougb* bedeutete, dass zwei weitere weibliche Personen zu der Reisegesellschaft gehörten. In *Kommission von* war schließlich der Hinweis, dass die Hoheiten unter einem Decknamen reisten. Sie benutzten den Namen und Titel, den die Mitglieder des Hauses Obrenović gelegentlich angaben, wenn sie privat unterwegs waren und möglichst wenig Aufsehen erregen wollten.

Oberst Kovačević überlegte, ob er die Nachricht gleich per Telephon an den Königspalast übermitteln sollte. Nein, die Sache war zu wichtig. Er setzte seine Mütze auf und ging hinunter in den Hof, wo eine Kutsche wartete. Die Wachsoldaten öffneten das Tor, und der Oberst machte sich auf den Weg zu seinem Herrscher.

Im Gelben Salon seines Palastes hatte Milan Obrenović, König von Serbien, den Ministerpräsidenten Nikola Hristić zur wöchentlichen Lagebesprechung empfangen. Die Lage, die sie zu besprechen hatten, war ernst. Aber das war sie meistens.

„Ja, Majestät, es ist richtig, dass der Geheimbund ‚Schwarze Spinne‘ weitgehend ausgeschaltet ist“, führte Hristić aus. „Die Rädelsführer sind verhaftet, soweit sie sich nicht ins Ausland absetzen konnten. Aber es gärt weiterhin im Volk, und die von Russland unterstützten Agitatoren haben ein leichtes Spiel. Die Leute sind unzufrieden, weil sie für ihre persönliche Situation keinen Fortschritt sehen, während ihr König rauschende Feste feiert und das Geld mit vollen Händen hinauswirft.“

„Hristić, was soll das jetzt wieder?“, entgegnete Milan ärgerlich. „Könnten Sie vielleicht gütigst ihre ständigen Spitzen gegen mich unterlassen und sachlich bleiben?“

Das Verhältnis zwischen dem König und seinem Ministerpräsidenten war angespannt, weil Hristić einer der wenigen war, die es wagten, dem Monarchen ab und zu ein paar unbequeme Wahrheiten zu sagen. Aber Milan hatte ihn erst kürzlich, obwohl hochbetagt, erneut ins Amt berufen. In diesen turbulenten Zeiten brauchte er den erfahrenen und verlässlichen konservativen Politiker, um Ruhe und Ordnung im Land zu sichern. Nikola Hristić hatte sich bereits unter Milans Vorgänger, Fürst Mihailo, Verdienste erworben, und vor fünf Jahren hatte er die Timok-Rebellion blutig niedergeschlagen.

„Wie Ihnen bekannt ist, gerät auch Ihr Rückhalt in Regierung und Parlament immer mehr ins Wanken“, fuhr Hristić ungerührt fort. „Die Radikalen stellen sich offen gegen Sie, die Liberalen stehen ihnen kaum nach. Es könnte eine Situation eintreten, wo Ihnen nichts anderes übrig bleibt, als zurückzutreten.“

„Ich soll also abdanken? Ist es das, was Sie von mir verlangen, Hristić?“

„Keineswegs, Majestät. Ich sage nur: Der Fall könnte eintreten, ohne dass wir es wollen, und wir sollten darauf vorbereitet sein.“

„Die Armee und die Offiziere stehen geschlossen hinter mir“, erwiderte Milan. „Alles andere interessiert mich nicht.“

„Mit dem Militär kann man nicht alles lösen, mein König.“ Der Ministerpräsident seufzte. „Es würde viel zur Stabilität im Land beitragen, wenn Sie sich mit der Königin aussöhnen würden – wenigstens nach außen hin. Natalija ist nach wie vor beim Volk äußerst beliebt, weil sie viel für die einfachen Leute getan hat. Dieser lächerliche Ehekrieg nutzt doch nur Ihren Feinden, und selbst im befreundeten Ausland wird er nur noch mit Kopfschütteln zur Kenntnis genommen.“

„Ja, und wer trägt denn die Schuld daran?“, brüllte der König, „Natalija hat sich mehrfach offen gegen mich aufgelehnt. Soll ich jetzt klein begeben?“

„Ich sagte doch: Es geht darum, dass in der Öffentlichkeit zumindest der Anschein einer Einigung geweckt wird. Sie muss ja nicht gleich wieder hier in den Palast einziehen. Es wäre aus verschiedenen Gründen sogar besser, wenn sie vorerst im Ausland bliebe. Allerdings sollte der Kronprinz schleunigst nach Belgrad zurückkehren – falls die Situation eintritt, die wir eben besprochen haben.“

Es klopfte an der Tür. Der Adjutant des Königs meldete: „Entschuldigen Sie, Majestät – Oberst Kovačević wartet draußen mit einer wichtigen Nachricht für Sie.“

„Bitten Sie ihn herein“, sagte Milan, der froh war, dass die unangenehme Diskussion mit Hristić unterbrochen wurde.

„Kovačević, was gibt es denn so Dringendes?“, wollte Milan wissen.

„Majestät, ich habe ja von Ihnen den Auftrag, den Aufenthalt und die Reisepläne der Königin zu verfolgen. Soeben erhielt ich die Nachricht, dass Königin Natalija und Kronprinz Aleksandar in Wien eingetroffen sind.“

„In Wien? Interessant. Will sie jetzt etwa nach Serbien zurückkehren?“

„Es sieht nicht danach aus, Majestät. Sie plant wohl, in Kürze nach Deutschland weiterzureisen.“

Hristić mischte sich ein. „Das ist Ihre Chance, Majestät. Fahren Sie nach Wien und reden Sie mit ihr. Reichen Sie ihr die Hand zur Versöhnung, wenn auch nur zum Schein, aber machen Sie ihr klar, dass der Kronprinz im Ernstfall sofort nach Serbien zurückkehren



muss. Nehmen Sie einen Vertreter der Regierung mit, der ihr die nationalen Interessen erklärt.“

Milan schwieg eine Weile. „Nun gut“, sagte er dann, „ich werde ihr ein Angebot machen – aber zu meinen Bedingungen. Der Minister Protić soll mich begleiten – und Sie auch, Kovačević. Sorgen Sie dafür, dass der Salonwagen der Regierung bereitsteht und am Montag an den planmäßigen Orient-Express nach Wien angehängt wird.“

Noch am gleichen Abend erhielt Natalija Obrenović, die sich Comtesse de Takovo nannte, ein Telegramm ihres Gatten:

*MADAME +++ WIR MUESSEN MITEINANDER REDEN  
+++ ES GEHT UM DIE ZUKUNFT UNSERES SOHNES UND  
UM DIE ZUKUNFT SERBIENS +++ ERWARTEN SIE MICH  
AM MONTAG ABEND UM 6 UHR 20 AM WIENER  
OSTBAHNHOF +++ MILAN +++*

Ihr Herz zog sich zusammen. Der kurze Text klang mysteriös. Sie hatten eine klare Abmachung, was die weitere Erziehung und Ausbildung von Sascha anging. Wollte Milan jetzt davon Abstand nehmen?

Ihre Ehrendame, der sie die Depesche zeigte, war ebenfalls beunruhigt. „Es geht um die Zukunft Serbiens – was soll das denn heißen? Woher weiß er überhaupt, dass wir in Wien sind?“

„Er hat seine Spitzel überall“, murmelte die Königin düster.

„Am besten, wir gehen gar nicht darauf ein und reisen sofort ab“, meinte die Bogićević.

Natalija schüttelte den Kopf. „Nein, Stana, das geht nicht. Ich kann ihm ein Treffen nicht verweigern. Immerhin ist er Saschas Vater und unser König.“

Und mit zwiespältigen Gefühlen schickte sie eine noch kürzere Depesche zurück – mit der Bestätigung, dass sie den Termin wahrnehmen würde.

### 3

**Belgrad, 14. Mai. Die Bemühungen, das serbische Königspaar auszusöhnen, werden offenbar fortgesetzt. König Milan I. ist heute früh zusammen mit Vertretern seiner Regierung nach Wien abgereist, wo sich Königin Natalija zurzeit aufhalten soll. Die Regentschaft wurde für die Dauer seiner Abwesenheit dem Ministerrat übertragen.**

Kühl und zugig war es auf dem Bahnsteig 5 des Ostbahnhofs. Natalija fröstelte – teils wegen der Kälte, vielleicht auch ein wenig beim Gedanken an die bevorstehende Unterredung. Aleksandar dagegen war fasziniert von der großen Lokomotive mit zwei getrennten Fahrwerken, die gerade auf dem Nachbargleis bereitgestellt wurde.

„Haben Sie gesehen, Natalija – der ganze Bahnhof wimmelt von Polizisten“, stellte Stana Bogičević fest. Tatsächlich sah man überall die dunkelgrünen Uniformen der k.k. Gendarmerie; dazwischen einige betont unauffällige Herren in Zivil, die offensichtlich zur Geheimpolizei gehörten. Es war kein Staatsbesuch angekündigt, aber der König von Serbien genoss auch auf einer privaten Reise den besonderen Schutz des Gastlandes.

Der Orient-Express lief pünktlich um 6 Uhr und 20 Minuten ein. Der serbische Salonwagen befand sich ganz am Ende. Zunächst stiegen fünf Zivilisten aus – die Leibwache des Königs. Sie inspizierten den Bahnsteig, drängten einige neugierige Zuschauer zurück und schauten sogar in die aufgestellten Papierkörbe. Dann kamen zwei Männer in Uniform aus dem Wagen. Den einen kannte Natalija; es war General Protić, der Kriegsminister – kein besonderer Freund von ihr. Zum Schluss erschien der König selbst; ebenfalls in Uniform.

Natalija näherte sich ihrem Gemahl mit ausgestreckter Hand, was dieser geflissentlich übersah. Stattdessen lief Milan direkt auf Aleksandar zu und umarmte ihn stürmisch.

„Sascha, mein Junge! Du bist ja schon wieder gewachsen! Komm, lass dich anschauen!“

Wieder und wieder drückte der König seinen Sohn, küsste ihn und presste seinen dichten Schnauzbart an den Hals des Kindes. Aleksandar ließ die Prozedur ohne sichtbare Emotionen über sich ergehen.

Milan drehte sich zu seinen Begleitern um. „Ist das nicht ein Prachtjunge? Ein richtiger Obrenović! Ein Segen für Serbien!“ Er hatte Tränen in den Augen.

Der Stolz und die Freude des Vaters waren echt; das konnte jeder spüren. Nach etlichen weiteren Umarmungen und Küssen legte Milan die rechte Hand auf die Schulter des Sohnes und schritt mit ihm langsam zum Ausgang. Die übrige Delegation folgte in gebührendem Abstand.

Draußen auf dem Bahnhofsvorplatz hatte die Leibwache bereits einige Fiaker requiriert. Zusammen machte man sich auf den Weg zur serbischen Botschaft.

Mademoiselle Bogićević saß mit den Herren Protić und Kovačević im vorderen Wagen, dahinter folgten die Obrenovićs. Zum ersten Mal seit langer Zeit war die kleine Familie wenigstens für ein paar Minuten wieder zusammen und unter sich.

„Ach, Sascha“, strahlte Milan, „wie sehr habe ich dich vermisst! Jetzt müssen wir unbedingt mehr Zeit miteinander verbringen. Wir sollten mal wieder einen Tag lang gemeinsam ausreiten, an der Donau entlang. Und im Herbst, da nehme ich dich mit nach Tirol zur Gamsjagd – für eine ganze Woche! Was hältst du davon?“

„Das haben Sie mir schon letztes Jahr versprochen, Papa“, erwiderte der Junge.

„So, habe ich das? Na ja, da warst du vielleicht noch ein bisschen zu klein. Aber jetzt bist du ja fast erwachsen – im August wirst du schon zwölf!“ Er klopfte ihm anerkennend auf die Schenkel.

„Wie war’s denn in Italien?“, wollte er dann wissen, und da Sascha nicht gleich antwortete, sprach die Mutter für ihn.

„Sehr lohnend und förderlich für Sascha“, sagte sie. „Er war ganz angetan von den vielen schönen Palazzi. Ich glaube, er hat einen Blick für klare Linien und klassische Proportionen.“

„Das hat er von mir“, schmunzelte der Vater. „Auch ich liebe Schönheit und klassische Formen.“ Er dachte dabei allerdings weniger an Architektur.

„Außerdem habe ich in Florenz eine junge Französin kennengelernt und gleich als Erzieherin für unseren Sohn verpflichtet“, fuhr Natalija fort. „Mademoiselle Delacroix ist trotz ihrer Jugend sehr gebildet und findet den richtigen Ton im Umgang mit Sascha. Sie spricht – neben ihrer Muttersprache – fließend deutsch, englisch, italienisch und leidlich russisch. Sogar ein wenig Serbisch hat sie inzwischen gelernt. Sie wird Aleksandar unterrichten, bis ich eine geeignete Schule für ihn gefunden habe.“

Milan kniff die Lippen zusammen. „Wir werden sehen“, sagte er nur. Von da an sprach keiner von ihnen bis zur Ankunft des Fiakers vor der Botschaft auch nur ein einziges Wort.

In der serbischen Botschaft hatte man ein Buffet arrangiert. Während des Essens wurde kaum über Politik und schon gar nicht über familiäre Probleme gesprochen. Natalija tauschte mit der Frau des Botschafters die Adressen der führenden Modehäuser in Wien aus. Der König ließ sich von einem jungen Serviermädchen mehrfach vom Tokajer nachgießen und lobte dessen Duft und

Geschmack, aber noch lieblicher als der Wein, fügte er hinzu, erschiene ihm die anmutige Gestalt und die zarte Haut derjenigen, die ihn ausschenke. Das Mädchen errötete, machte einen verlegenen Knicks und versuchte mit dem Hinweis auf andere durstige Gäste zu entkommen. Der junge Kronprinz stand natürlich im Mittelpunkt; das gesamte Botschaftspersonal umlagerte ihn und bemühte sich, seine Aufmerksamkeit zu erheischen.

Nachdem man den Kaffee zu sich genommen hatte, geleitete der Botschafter die Königin und die Herren aus Belgrad in das benachbarte Konferenzzimmer, damit man sich dem eigentlichen Zweck des Treffens widmen könne. Die Tür schloss sich, und Natalija fand sich mit drei Männern alleine im Raum.

Was soll das werden, fragte sie sich mit klopfendem Herzen. Da saß der selbstgefällige General Protić, der sie nicht leiden konnte. Den Oberst Kovačević kannte sie nicht, aber schon sein unterwürfiger Blick verriet, dass er seinem König nach dem Munde reden würde. Und was sie von ihrem Gatten erwarten konnte, war ihr nur allzu klar. Was wollten sie von ihr? Glaubten sie, die Königin mit ihren Uniformen beeindrucken zu können? Egal – sie hatte sich nichts vorzuwerfen. Trotzig warf sie den Kopf zurück.

Protić eröffnete die Runde. „Eure Majestät“, begann er umständlich, „wir sind heute hierhergekommen, weil Ihnen die serbische Regierung einen Vorschlag unterbreiten möchte, wie gewisse – ehäm – eheliche Zwistigkeiten, die die Innen- und Außenpolitik Serbiens belasten, aus der Welt geschafft werden können. Bitte verstehen Sie, dass der König zurzeit in einem harten Kampf mit seinen politischen Gegnern steht, der letztlich dazu führen könnte, dass König Milan zugunsten des legitimen Thronfolgers, Ihres Sohnes, abdanken muss – was selbstverständlich keiner von uns zum gegenwärtigen Zeitpunkt will. Sollte aber dieser Fall eintreten, dann muss die Familie Obrenović

Geschlossenheit zeigen. Andernfalls käme es unweigerlich zu Unruhen, und Serbien würde im Chaos versinken. Wir appellieren daher an beide Parteien, alles daran zu setzen, dass die ehelichen Differenzen wenigstens nach außen hin beigelegt werden. Außerdem wäre es im Interesse der Nation wünschenswert, wenn Kronprinz Aleksandar möglichst bald nach Serbien zurückkehren würde.“

Das war es also. Milan stand mit dem Rücken zur Wand, und Natalija und Aleksandar sollten ihm aus der Patsche helfen.

„General Protić, wie Sie vielleicht wissen, haben der König und ich vor einem Jahr einvernehmlich einen Vertrag geschlossen, demzufolge der Kronprinz bis zu seiner Volljährigkeit unter meiner Obhut steht und in dieser Zeit seine Ausbildung im Ausland erhält. Gegenwärtig bin ich dabei, diesen Vertrag zu erfüllen und werde deshalb in den nächsten Tagen zusammen mit meinem Sohn nach Deutschland reisen. Ich vermag nicht einzusehen, wie Aleksandar zum jetzigen Zeitpunkt die Interessen der Nation, wie Sie sagen, in angemessener Weise vertreten könnte. Er ist ja noch ein Kind!“

„Aber Majestät“, meldete sich jetzt Oberst Kovačević zu Wort. „Natürlich kann Aleksandar in seinem Alter noch keine Regierungsentscheidungen treffen, aber man würde ihm eine kompetente Regentschaft zur Seite stellen, auf die im Übrigen die Eltern durchaus noch Einfluss nehmen können. Es wäre nicht das erste Mal. Entscheidend ist doch, dass die Thronfolge gewahrt bleibt. Es geht um die Zukunft Serbiens!“

„Der Zukunft Serbiens ist am besten gedient, wenn der Kronprinz eine gute und umfassende Ausbildung erhält, damit er später die richtigen Entscheidungen treffen kann. Deshalb werde ich ihn an einer geeigneten Schule in Baden-Baden anmelden“, erklärte die Königin mit aller Bestimmtheit.

Milan hatte bisher noch kein Wort gesagt, aber man merkte, wie es in ihm kochte. Jetzt warf er dazwischen: „Meine Herren, lassen Sie mich mal mit der Königin unter vier Augen sprechen.“

Der Minister und der Oberst standen denn auch prompt auf und verließen den Raum.

Die beiden Eheleute schwiegen sich eine Weile an, bis Milan sagte: „Du bleibst also weiterhin stur. Sascha ist auch mein Sohn.“

„Er wird ja seine Ferien bei dir im Palast verbringen. So steht es in unserem Vertrag.“

„Vergiss den Vertrag“, fauchte der König, „die Zeiten haben sich geändert. Ich wollte dir eigentlich ein Angebot für eine Versöhnung unterbreiten, aber ich merke, dass es keinen Sinn hat. Ich werde die Scheidung einreichen!“

„Damit bin ich niemals einverstanden! Du weißt, dass unser Glaube das verbietet! In der Bibel heißt es: Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden.“

„In der Bibel steht auch: Das Weib sei ihrem Manne untertan. Daran hast du dich nie gehalten.“

Natalija konnte sich nur mühsam beherrschen. „Es stimmt – wir waren oft unterschiedlicher Meinung. Deine sinnlosen Kriege habe ich missbilligt, und deine einseitige Hinwendung zu Österreich halte ich nach wie vor für einen Fehler. Aber das blieb stets unter uns. Ich habe das niemals an die Öffentlichkeit getragen und schon gar nicht mit deinen Gegnern paktiert, wie du und einige Gazetten behaupten!“

Milan blickte finster. „Ich traue dir nicht. Du hältst weiterhin zu deinem Zaren. Im Grunde deines Herzens bist du stets eine Russin geblieben, auch als Königin der Serben. Es passt dir nicht, dass der österreichische Kaiser mein Freund ist.“



Natalija lachte kurz. „Ein Freund? Kaiser Franz Joseph braucht dich, weil er ohne Serbien als Verbündeten die Interessen der Habsburger auf dem Balkan in Gefahr sieht. Ansonsten macht er hinter vorgehaltener Hand seine Witze über dich.“

Der König wurde jetzt richtig wütend. „Siehst du – schon wieder stellst du dich gegen mich! – Es hat keinen Zweck, Madame. Reisen Sie meinetwegen nach Deutschland oder wohin Sie wollen – je weiter, desto besser für uns. Aber Aleksandar kommt mit mir nach Belgrad!“

„Das werde ich nicht zulassen, Sire!“, rief die Königin.

Milan bedachte sie mit einem eiskalten Blick. „Ich fürchte, Sie überschätzen Ihre Möglichkeiten, Madame“, stieß er hervor. „Leben Sie wohl!“ Er stand auf, ging hinaus und warf die Tür hinter sich zu.

Im Vorzimmer warteten General Protić und Oberst Kovačević.

„Mit der Frau ist ja nicht zu reden!“, tobte Milan. „Meine Herren, wir reisen ab. Und meinen Sohn nehmen wir mit. Wo steckt er?“

„Majestät, Seine Königliche Hoheit ist bereits mit Mademoiselle Bogićević ins Hotel zurückgefahren“, berichtete Kovačević. „Es ist ja auch schon spät.“

„Dann schnappen Sie sich jetzt drei von meinen Männern und holen ihn dort ab. Los, Kovačević, worauf warten Sie noch?“

Der Chef der Geheimpolizei war entsetzt. „Majestät, das ... das geht nicht“, stammelte er. „Wir können ihn nicht einfach aus einem Hotel holen, ohne die Zustimmung seiner Betreuerinnen. Das gäbe einen ziemlichen Skandal. Man würde uns mit Sicherheit Schwierigkeiten bei der Ausreise machen.“

„Sie weigern sich also?“, brüllte der König. „Protić, was sagen Sie?“

„Er hat recht, Majestät. Eine solche Aktion, noch dazu im Ausland, können wir uns nicht erlauben. Wenn überhaupt, müsste das Vorgehen mit der hiesigen Polizei abgestimmt werden, was Tage dauern kann. Andernfalls riskieren wir schwerwiegende diplomatische Verwicklungen.“

„Sie weigern sich also alle beide. Sie ignorieren meine Befehle“, sagte Milan leise, aber mit einem gefährlichen Unterton. „Ich stelle fest, dass ich von Verrätern und Feiglingen umgeben bin. Armes Serbien!“

Danach herrschte eisiges Schweigen. Zum Glück wusste Oberst Kovačević, wie er seinen König ablenken konnte.

„Majestät“, versuchte er zu beschwichtigen, „es war für uns alle ein langer und harter Tag, und ich denke, wir haben uns nun etwas Erholung verdient. Sie erinnern sich doch sicher an das kleine Café dansant in der Juchgasse, wo Sie letztes Jahr so fröhliche Stunden verbracht haben? Wie ich hörte, sind dort kürzlich wieder einige junge Damen eingetroffen, unter anderem eine ...“ Er flüsterte unter vorgehaltener Hand weiter.

Die Taktik war erfolgreich. Die Mimik des Königs entspannte sich zusehends, bis sich schließlich ein genießerisches Schmunzeln breitmachte.

„Vielleicht haben Sie recht, Kovačević“, brummte er. „Diese Frau ist es nicht wert, dass wir uns ihretwegen die Laune verderben lassen. Aber sie bleibt weiter unter Observation – verstanden? Ich will über jeden ihrer Schritte informiert werden und erwarte einen täglichen Bericht!“

„Selbstverständlich, Majestät. Branko Drapšin bleibt dran. Er ist mein bester Mann – war maßgeblich an der Zerschlagung der Schwarzen Spinne beteiligt.“

„Dann lassen Sie uns aufbrechen“, sagte Milan und erhob sich. „Protić, kommen Sie mit?“

Doch der Minister zog es vor, zum Salonwagen zurückzukehren und dort auf die Abfahrt am nächsten Morgen zu warten.